

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 4

Artikel: Steine statt Brot
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tagebuchblätter

VON * *

Oh, wie zuvorkommend, freundlich, hilfreich und nobel habe ich mir die Kanadier, deren Land ich mir zur zweiten Heimat machen wollte, daheim in der Schweiz, meinem eigentlichen Vaterland, vorgestellt. Zu Hause, bei den knorrigen Eidgenossen, wie man sie mitunter zu nennen pflegt! Ja, die Kanadier, so was von Menschenfreundlichkeit gibt es in der Schweiz nicht, dachte ich mir damals, als ich ein gewisses Büchlein las . . . jenes Büchlein, das mir von einem Reisebureau zugestellt worden war und dessen Bilder und Beschreibungen meinen Freund und mich in die gol-

digsten Zukunftsträume wiegten, bis wir aus der Jugendträumerei heraus in die Wirklichkeit, in das Land der Freiheit hinüberschifften — auswanderten!

Nun sind es genau zwei Jahre, dass ich mit meinem Kameraden in besagtem Lande Kanada, einem Tramp nicht unähnlich, herumirre. Es mögen auch bald zwei Jahre her sein, seitdem wir unsere kanadischen Freiheitsideale und Hoffnungen in das gewisse schuftige Büchlein gewickelt und in irgendeine Ecke geschmissen haben. Denn auf das Träumen folgt ja immer ein Erwachen . . .

* * *

Die erste Arbeit fand ich, immerhin ganz wunschgemäss, auf einer Farm. Der Farmer ist anständig, denn er hat im vorigen Jahre seine Erzeugnisse gut absetzen können. Arbeiter sind noch begehrt, und die Regierung lässt Auswanderer noch zu Tausenden herein — zu welchen Zwecken, muss man sich allerdings fragen, denn im Winter soll es schon immer Arbeitslose gegeben haben.

* * *

Grossartig steht die Farmerin vor ihren Mann hin, der ihr gerade im schmutzigen Arbeitskleid in die Hände läuft.

«Hallo, Charlie», sagt sie, indem sie die Fäuste in die Hüfte stemmt, «versorge die Pferde und stell den Ford in den Schatten! Du kannst mich mit dem Buick zum Flughafen führen — ich gehe mal nach New York!»

Rasch fliegt das Überkleid in eine Ecke, und einige Minuten später fahren die Herrschaften los.

Ho, denke ich, hat man da ein Leben.

O, wie verdient man im Lande der Zukunft und der unbeschränkten Möglichkeiten, wie scheffelt man Geld in der Kornkammer der Welt! Oder will das einer bestreiten? Dann lese er doch die wunderbaren Reklamen der Schiffs- und Eisenbahngesellschaften, der Geschäftsmakler und Liegenschaftsagenten!

Arbeit, wie machst du Geld?

* * *

Ich sagte oben, mein Farmer sei anständig, und ich sagte auch warum. Aber die Preise fallen mit einem Mal, und damit sinkt auch die berühmte kanadische Nächstenliebe. Aber vielleicht verstehe ich das nicht recht, ich bin ja ein Green-

horn. Denn, das muss ich gestehen, ich lese da eines Tages in der Hauszeitung: «Mrs. und Mr. A. haben 5000, Mr. B. 5000, Mrs. und Mr. G. 4500, Mr. J. 5000 Dollars gespendet für den Bau einer neuen Kirche.»

Lieber Gott, wie leuchtet deine Barmherzigkeit aus jedem der ehrwürdigen Namen heraus! Auch der Name meines Meisters prangt protzig vor der netten Zahl 2500 Dollars.

Nach diesem Opfer auf den Altar des Herrn, das mein Boss gebracht hat, wundere ich mich nicht, dass es nicht mehr rentiert, mich weiter zu beschäftigen. Ich werde nämlich bald darauf entlassen, denn, sagt der Farmer, er könne über den Winter nicht den andern Knecht fortschicken, der schon zwei Jahre bei ihm diene. Nun, es ist doch noch etwas von der kanadischen Noblesse vorhanden, nicht wahr? Und nachdem, was ich schon gehört habe, kann ich dieses erste Job schon als Dauerstellung betrachten und darf mich einen Glückspilz nennen, wenn ich jedesmal, wie hier, gleich für fünf Monate Arbeit finde.

Ach, ich bin ja noch so jung und — dumm, wie mir hier einer gesagt hat: Jung und dumm sei in seinen Augen ein und dasselbe! Ja, was man doch hier in der neuen Welt nicht alles lernen kann!

Also geht's dem Winter entgegen und nach Montreal, wo ich Arbeit suchen und die Abendschulen besuchen will. Doch vor allem Arbeit.

Arbeit, ja — aber mit mir sind Tausende von stellenlosen Landarbeitern in die Stadt geströmt, in der Hoffnung, hier ein Unterkommen zu finden.

Suchen, suchen, Arbeit suchen...

Es wird kalt, die Flüsse führen Eis, die Schifffahrt wird lahmgelegt und der Hafenbetrieb eingestellt. Die Kette der Arbeitslosen bekommt auch aus diesen Branchen ungezählte neue Glieder. Ho, dieser erste Kanadawinter hat uns Neulingen einige sonderbare Lichter aufgesteckt! Manch einer wäre am liebsten wieder in das alte wackelige Europa zurückgedampft, wenn ihm nur eine Schiffskarte vom Himmel gefallen wäre...

Aber solche Wunderdinge passieren auch in dieser herrlichen Himmelsgegend nicht. Also heisst es, trotz alledem Arbeit suchen bei diesem Arbeitslosenpfehl. Und es gelingt auch den Verwandten meiner Zimmervermieterin, mir ein Job zu verschaffen. Gräben ausheben! Merkwürdig, wie tief die Gräben und wie niedrig der Lohn! Ich muss von dem sauer Ersparten zulegen, um anständig futtern und bei Kräften bleiben zu können. Ebenso merkwürdig ist, wie die Polacken, die da mitschaufeln, an jedem Zahltag ihren Vorarbeitern Prozente abgeben, nicht ohne Winseln, aber doch abgeben. Prozente, wozu da Prozente, frage ich mich. Vielleicht dafür, dass sie überhaupt mitdrecken dürfen?

* * *

Die Gräben sind fertig und damit einige hundert Arbeiter wieder brotlos. Ich suche aufs neue eine Stelle. Man hilft einander. Aber « man » ist nicht Kanada, « man » sind wir selber.

Dann schaffe ich wieder einen Tag, vielleicht besser als andere, aber am nächsten Morgen liege ich abermals auf dem Pflaster.

* * *

Meine Zimmervermieterin, der ich immer nach Möglichkeit ehrlich den Tribut entrichte, zeigt sich dafür erkenntlich. Sie hat wieder etwas gefunden, und ich kann in einem Laden die Böden scheuern. Die ausgespienen, festgetretenen Kaugummireste bringen mich anfänglich zur Verzweiflung. Aber dann leuchtet es mir ein, dass sie mit ihrem hartnäckigen Festkleben meine Arbeitsgelegenheit in die Länge ziehen, so wie sie sich selber zu einem Faden ziehen liessen.

Aber ihre Dehnbarkeit ist ausgekauft, und am andern Tag ist wieder Feiertag.

* * *

Es hat geschneit. Wir reiben uns die Hände und glauben, es gibt Schnee zu schaufeln. Aber wir ballen diese Hände bald in den Taschen zu Fäusten, als wir die Schneeräumungsmaschinen sehen, die Tausenden von Stellenlosen das weisse Brot wegfressen. Da soll mir noch einer ein Loblied singen auf den Segen der Technik!

* * *

Ich sehe mich nach einer andern Möglichkeit um. Das Geld ist alle, und die Schulden wachsen an.

Aber es ist alles zwecklos. Und immer kommen noch neue Einwanderer — wozu denn bloss, um Gotteswillen? Ist es des Elends noch nicht genug, muss man uns noch gänzlich in den Dreck treten? Aber nur zu, nur hereinspaziert, ihr Verblendeten, Verführten, Betrogenen! Wir können euch eigentlich keine Vorwürfe machen, wir sind ja selber blindlings ins Verderben gerannt, und warnen — wie

können wir euch warnen? Und wenn wir es auch vermöchten, ihr kämet ja dennoch, genau wie wir! Ja ja, die Plakate, die Reklamen und Verheissungen!

Ach, denkt einmal an die schönen Geschichten von der Freiheit unserer Väter, wie man sie uns in der Schule erzählte! Ich konnte dann nie stillsitzen. Ja, wenn der Lehrer wieder eine neue Mär dieser Art mit « Es war einmal . . . » einleitete, dann war ich der beste Schüler punkto Aufmerksamkeit. Schon damals setzte sich in mir der Drang nach Freiheit fest. Und dann die Bücher, die man als Junge verschlang — Bücher mit Bildern von wilden Wäldern, Flüssen und Bergen, Abenteuer mit Indianern, Bären und Wölfen, Bücher von Wildnis und Freiheit!

Freiheit, die ich meine! Fand man diese Freiheit in der Heimat, in der berühmten freien Schweiz? Nein, die fand man doch wohl nur in der neuen Welt!

Und dann habe ich einmal ein Briefchen gelesen, ein trotz seiner Naivität fein säuberlich in einem Käseblättchen abgedrucktes Briefchen, welches ungefähr so lautete:

« Ontario, »

Liebe Jungens in der Schweiz!

Meine lieben Kameraden im Polizeikorps von Ch . . . würden staunen. Wir haben hier eine wahre zweite Heimat gefunden. Ich bin einmal per Auto mit amerikanischer Geschwindigkeit über Land gefahren und habe auf dieser Partie ein Stachelschwein, fünf Hasen, drei Marmeltierchen und einen Skunk geschossen. Und einmal hatten wir mit Indianern ein Intermezzo, die uns Körbe verkaufen wollten und uns dabei lästig be-

drängten. Aber wir haben sie samt ihrem klapperigen Fordcar in die Flucht gejagt.

Von Vieh striegeln ist keine Rede! usw. usw.

Euer Eurer gedenkender Kamerad, gewesener Polizeimann X. »

Na ja, nicht wahr! Und der dumme Junge, der in der Heimat an Fernweh schmachtet und solches liest, meint dann schnell: Da seht ihr, wie herrlich sich's da drüben leben lässt! Ho, aber erst, wenn er diese freiheitgesegneten Gefilde selber durchgekostet hat und seine Sehnsucht nach der Fremde sich in nagendes Heimweh verwandelt, erst dann durchschaut er diesen brieflichen Schmarren. Solche von Honigseim tiefenden Briefe stammen vielleicht von solchen Auswanderern, die sich mit etwas Kapital irgendetwie etablieren oder bei Verwandten usw. einnisten konnten und daher das Bitterste gar nicht kennen lernten, oder aber sie wurden aus Prahlerei oder in der Freude einer sonnigen Stunde geschrieben. Deshalb muss man solche Botschaften mit aller Vorsicht aufnehmen. Meine Briefe haben bestimmt einen andern Klang, und ich bin gewiss, dass sie niemand ins Verderben locken.

Und dann hörte ich daheim wieder von solchen, die in Amerika reich geworden seien — wer hat dieselbe Mär nicht auch schon vernommen? Aber von allen Heimgekehrten habe ich keinen Dollar zu sehen gekriegt. Indessen, ich hörte ja nur, sehen wollte ich die Habenichtse nicht, wenigstens nicht mit den Augen des Verstandes, wie es eben ist, wenn man sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Natürlich wurde ich auch gewarnt, aber sind wir Jungens denn nicht gescheiter

als die alten Schwarzseher und Schollenkleber? Ich war doch einer von denen, die drüben Glück haben würden...

Dann kam noch, als Krone aller Lockvögel, jenes gewisse, eingangs erwähnte Propagandabüchlein, und als wäre das ein Fernsehapparat, so sah ich in seinen Blättern den kanadischen Himmel mit lauter rosigen Geigen behängt.

Und da bin ich nun also, wie gesagt, im Lande der Freiheit, seit mehr als zwei Jahren.

Freiheit?

Sicher. Denn wer kümmert sich um mich? Wer verbietet mir, herumzuflaniern und Arbeit zu suchen? Wer hindert mich, den Geldbeutel zu kehren, den Hungerriemen enger zu schnallen und jetzt, während ich dies schreibe, die blaugefrorenen Hände warmzuhauchen? Niemand, kein Mensch, kein Policeman, kein patentierter Christ.

Freiheit?

Gewiss. Aber nicht die, die ich meine.

Von uns neun Schweizern, die hier beisammen wohnen, arbeitet gegenwärtig einer. «Glaubt nur ja nicht», meint dieser, «dass man euch die Arbeit ins Haus trägt!» Und doch komme ich jetzt dazu, dass ich in einem Hotel Geschirr abwaschen «darf». Vier Monate lang, und drei davon brauche ich, bis ich die Schulden abzahlen kann.

* * *

Und jetzt? Was soll ich mich hier weiter nach einer Stelle umsehen? Es ist ja alles umsonst. Es gibt da nämlich einen Übelstand. Die Polacken hier sind die schuftigsten Lohndrücker. Sie arbeiten für einen so elenden Hundelohn, wie es kein Schweizer oder Deutscher tun

würde — oder tun sollte. Aber solange diese billigen Kuli aus Europa nicht streiken, und das tun sie nicht, solange besteht für uns keine Aussicht, ins eigentliche Erwerbsleben eintreten zu können — oder dann müssen wir uns beugen und zum polnischen Lebensniveau, wenn nicht darunter, ducken. Und diese billigen Polacken, die z. T. schon viele Jahre ansässig sind und demzufolge ihre Arbeit verstehen mögen, werden natürlich immer bevorzugt — während wir doch als Gelegenheitsarbeiter nur Handlangerdienste verrichten können, denn das sind eben nur Überwinterungspöstchen, nach denen wir uns hier umsehen.

Dann kommen noch die Sprachkenntnisse. Selbstverständlich werden auch diejenigen Leute zuerst eingestellt, die die Landessprache, also das Englische beherrschen, was wir Neulinge in bezug auf Fachausdrücke eben nicht behaupten können. Und so geht es Tausenden von Ausländern und Einwanderern, die noch immer ankommen und das Elend vergrößern. Also bleibt für unsereinen wirklich nur die Farm.

Farm — was für ein niedliches Wörtchen! Was macht man sich in der Heimat für Vorstellungen von einer Farm! Man denkt da wohl in erster Linie an Cowboyherrlichkeit, was? Wie mancher träumt also von amerikanischem Farmerleben, während er sich zu Hause schämen würde, Knecht zu sein! Das gilt auch von mir. Aber was ist es anderes als Knechtsarbeit, die man auf einer Farm zu leisten hat? Freilich, selbstverständlich — in der Heimat ist man dann «Knecht», aber in Amerika, so stellt man sich die Sache vor, da drüben im gelobten Land ist man es nicht, Gott

bewahre! Nein, da ist man nicht Knecht, sondern « man arbeitet auf einer Farm ». Das hat ja einen ganz andern Klang!

Ja, ja, Farm! Aber noch ist es Winter Geld, wie machst du Arbeit?

* * *

Wenn so einige Leidensgenossen beieinander sind, kommt mancherlei zur Sprache. Aber das Hauptthema bleibt doch die Brotfrage, begreiflich, wenn der Magen knurrt. Immerhin macht dann die Phantasie manchmal absonderliche, gar nicht immer fromme Seitensprünge. Aber das Frommsein vergeht einem hier wie andere Tugenden auch.

Da behauptet nämlich einer, er habe gelesen, der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien im Jahre 1898 sei zu dem Zweck angezettelt worden, den vielen Arbeitslosen, die auch damals vorhanden gewesen seien, Arbeit zu verschaffen. Und er behauptet es mit heiligem Ernst und fügt hinzu, das Ziel sei denn auch erreicht und die damals noch unbedeutende Industrie durch Armeeaufträge beschäftigt worden. Und jetzt entbrennt unter uns eine kriegerische Diskussion, die für Völkerbund und Kelloggspakt wenig schmeichelhaft ist. Aber man muss es unserm Elend ankreiden, wenn wir in der Vorstellung schwelgen, was ein Krieg für Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten für uns schaffen würde. Ho, ich darf ja diese scheussliche Gedankenrevolution gar nicht wörtlich wiedergeben! Indessen, wir sind ja hier gar nicht beim « menschenfreundlichen » Uncle Sam, der solche « Notstandsarbeiten » arrangiert, nein, wir sind eben hier in Kanada.

* * *

Trotzdem der Frühling noch fern ist, mache ich mich endlich auf die Socken und gehe auf gut Glück ins Hügelland hinaus. Vielleicht darf man für Kost und Logis irgendwo schufften.

Aber ich scheine wirklich eine gute Nase gehabt zu haben, denn ich finde da einen Schweizer, der nebst einer Farm ein Ferienhaus betreibt. Ich fühle mich beinahe schon im Schosse der Mutter Helvetia, denn der Landsmann kann Holzfäller brauchen und macht einen frommen Eindruck. Ich lasse noch zwei Freunde kommen und besorge das erforderliche Werkzeug.

Aber jetzt entpuppt sich dieser religiöse Helvetier als Grobian ersten Ranges. Ich sollte mich schämen, so etwas zu sagen, aber ich habe das Schamgefühl nachgerade verloren, und der Landsmann, auf den ich so grosse Hoffnungen gesetzt, ist wirklich ein gemeiner Schuff. Ein Knecht, auch ein Schweizer, läuft im Streite davon, und nun ist für meine Kameraden trotzdem keine Arbeit vorhanden. Ich bleibe zwar angestellt, aber die beiden Nachkommenden ziehen wieder los und finden bei einem armen, anständigen Farmer ein elendes Camp, wo sie unentgeltlich wohnen und auch etwas Holz schlagen dürfen. Es ist, wie ich vernehme, ein höllisches Hausen draussen — aber es ist ja zu kalt, der Ausdruck passt nicht. Ein bitteres Leben führen sie; der Schneesturm knickt Bäume, und sie wissen nie, ob ihnen das Dach der alten Blockhütte vom Kopfe wegfliet oder nicht. Eine Geschichte für sich, ein solcher Winter, das spüre ich am eigenen Leibe. Der Wind heult entsetzlich, und er bläst den feinen Schnee in die Ställe, ins Futter, selbst in mein

Bett, wenn es nicht eine Entehrung dieses molligen Wörtchens ist, es auf meine hiesige Lagerstatt anzuwenden.

Überhaupt, ein Schufften gibt es hier und ein Fressen, ein Frieren und eine Behandlung — es ist ein Jammer. Gestern ein undurchdringlicher, stöhnender Schneewirbel, heute eine klirrende, entsetzliche weisse Monotonie. Nichts, nur das blöde am Futter kauende Vieh und der verrückte Meister erinnern an eine Farm, sonst glaubte ich, in die arktische Eiswelt geraten zu sein. Der Boss ist wirklich verrückt, und wären nicht seine gute Frau und die Kinder, so würde mich sein unflätiges Benehmen zu einem heimatlichen Hosenlupf herausfordern. Lieber noch wäre ich draussen im Camp bei den Kameraden, denn was ihnen dort das Leben sauer macht, ist wenigstens die unwissende Natur und nicht ein roher Landsmann. Doch ich muss bleiben, die paar Dollars, die ich verdienen kann, habe ich bitter nötig. Aber es ist zum Heulen, zum Herausschreien.

* * *

« Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. » Dieses Tellenwort kennt offenbar mein kanadischer Eidgenosse nicht. Und so bin ich nun also gegangen, trotzdem just der Frühling ins Land rückt. Aber man ist schliesslich kein Hund. Ich weiss nicht, was jetzt aus mir werden soll. Man wird frech, und mütterliche Ermahnungen von ehrlich bleiben usw. hat man bald vergessen, wenn mit Redlichkeit nichts zu erreichen ist. Nun, ich habe noch keine Bank ausgeraubt, Gott bewahre, aber ich sehe, dass es leicht ist, dass es einem verdammt nahe gelegt wird, krumme Wege einzuschlagen, wenn man nicht verhungern will.

Denn mit der Landarbeit hapert es gewaltig in diesem Frühjahr. Die Börsenkrache und die Überproduktion schicken schlimme Lenzgrüsse aus den Staaten herüber. Kanada ist ein zu ausgesprochenes Agrarland, als dass es durch die Getreideschwemme und Finanzkrise der nahen Union nicht in seiner Wirtschaft erschüttert würde. Ja, was es früher hier nicht gab, ist jetzt schon erreicht: es gibt Reiche, Mittelstand und elende Arme. Es werden fast keine Knechte eingestellt, es lohnt sich nicht. Die wohlhabendern Farmer, also diejenigen, die es sich am ehesten leisten könnten, die haben jetzt überhaupt keinen Bedarf an neuen Arbeitskräften, denn sie haben ihre Knechte gar nicht entlassen, sondern auch über den Winter beschäftigt, sind also mit Gesinde versehen. Und die andern — ho, um die fünfzehn Dollars, die diese andern noch für einen Knecht auslegen, um diese Hungerlöhne reissen sich die Scharen der neuen Einwanderer und all der Arbeitslosen, die jetzt wieder aus den Städten herbeiströmen, die Polacken und Lohndrucker. Da kann der einzelne sehen, wo noch eine menschenwürdige Chance übrigbleibt. Und doch kenne ich hier Schweizer, die in Viehzucht und Ackerbau den Kanadiern sicher überlegen sind. Aber es werden keine Köpfe angestellt, sondern billige Kuli, Sklavennaturen. Man kann ja schwelgen in billigem Knechtematerial, das sich das Murren nicht einfallen lässt.

Und bei solchen Aussichten bin ich auf Farmarbeit angewiesen. Farm auf Monate und Jahre hinaus. Denn ich bin ja mit diesem speziellen Ziel vor Augen ausgewandert: Farm. Vorstellungen siehe oben! Ja, ich hatte Pläne, ho, keine

fixen Pläne, eher fixe Ideen, wie ich es heute nennen möchte, fixe Ideen, es vorwärts zu bringen in dieser Branche, vielleicht selbständig zu werden. Ja, das wird es gewesen sein — ich hatte eine eigene Farm im Kopf. O eitle Verwegenheit! Gewiss, bei den ursprünglichen Löhnen, so fünfzig bis sechzig Dollars und mehr, da konnte man schon etwas zurücklegen. Aber ich bin zu spät geboren, der Dollar kracht, und die Wirtschaft liegt darnieder. Für die nächsten Jahre besteht keine Möglichkeit, auch nur anständig unterzukommen. Es ist ein Elend. In einer Hinsicht hatte der gewesene Polizeimann X. aus Ch . . . recht, wenn er es auch anders gemeint hat: Von Vieh striegeln ist keine Rede. Nein, nicht einmal Vieh gibt es für uns noch zu striegeln, geschweige denn Dollars zu scheffeln oder Boss zu werden.

Ich ahne da etwas, womit sich die Regierung wird befassen müssen. Sie wird die Polizei vermehren, die Gefängnisse erweitern, Friedhöfe, Trinker- und Siechenhäuser erstellen — oder aber andere Arbeitsmöglichkeiten beschaffen müssen. Es m u s s etwas getan werden, sonst . . .

* * *

Also findet mich der Frühling wieder in Montreal. Die Stadt ist ja nun etwas weniger überlaufen von Stellessuchenden, denke ich. Ein Kamerad hat bereits ein Job gefunden, vielleicht blüht mir auch mal was Besseres. Ach, werde ich mich endlich einmal von den Entbehnungsstrapazen erholen und dennoch arbeiten können, arbeiten in menschenwürdigen Verhältnissen, meine ich !

Um die Mittagszeit komme ich von einem Stellenbureau. Es war doch wie-

der nichts. Missmutig dränge ich mich durch den Stossverkehr, überquere eine Strasse und gelange auf einen grossen Platz. Plötzlich packt mich jemand am Kragen. Erschrocken blicke ich auf und ziehe die Hand aus der Tasche. Eine finstere Visage starrt mich an, und ich frage mich, ob ich mich da in der Gewalt eines Gauners befinde.

« Wie oft muss ich Ihnen noch sagen, dass Sie schneller gehen sollen? » herrscht er mich an.

Ich bleibe, erstaunt über die Frechheit des Kerls, eine Antwort schuldig. Ich bin zu baff.

« Verstehen Sie nicht englisch ? » brüllt er jetzt französisch und schlägt mich ins Gesicht.

« Doch, und dazu noch deutsch, du Halunke ! » kriege ich endlich heraus und erhebe den Arm, um ihm die Backpfeife zurückzugeben. Aber meine Hand wird aufgehalten, und ich sehe mit Bestürzung, dass ich von Polizisten und Detektiven umringt bin.

« Zum Teufel mit ihm ! » bellt die Visage, und ein Schlag auf den Hinterkopf lässt mich am heitern Tage tanzende Sterne sehen.

Ein etwas anständigerer Policeman nimmt mich am Arme. « Kommen Sie, ehe es zu spät ist ! » sagt er und führt mich um eine Ecke. « Jetzt laufen Sie, aber dalli ! »

Gereizt und verdattert, wie ich bin, will ich ihn fragen, was diese ganze Schweinerei zu bedeuten habe, aber ich fliege, von neuen Hieben und Puffen befördert, den Passanten vor die Füsse. Ein älterer Gentleman hebt mich auf und zieht mich mit sich fort. Mein Schädel brummt

entsetzlich, und ich sehe mich nach der schlagfertigen Hermandad um.

«Machen Sie keine Umstände!» sagt der Herr. «Seien Sie froh — Sie sind noch gut weggekommen!»

Wie wir eine weitere Ecke hinter uns gebracht haben, will ich meinen Begleiter fragen, was er damit eigentlich meine, aber da sagt er schon: «Jetzt passen Sie mal auf!»

Da höre ich das Geheul von Policecars, und einige dieser schmierigen Automobile rattern in den Platz hinein. Ho, jetzt ist meine ungesprochene Frage gleich beantwortet, und über das Geheimnisvolle, dem ich entgangen bin, gehen mir bengalische Lichter auf. Massenweise werden dort ausländisch oder dürftig aussehende Männer arretiert, verladen und abgeführt. Hui, von den Schikanen, denen sie entgegengehen, kann ich mir nun klare Vorstellungen machen . . .

Das Publikum genießt das Schauspiel, und der Herr sagt zu mir: «Wehe dem, dessen Papiere nicht in Ordnung sind, und wehe dem Arbeits- und Mittellosen!»

«Verdammti ch . . . Gmeinheit!» entfährt es meinen angeschwollenen Lippen aus lang verhaltener Wut.

Der Mann fährt herum — er ist auch Schweizer und hat mein «Züridütsch» verstanden. Wir sprechen also im heimatlichen Dialekt weiter, und weil es nun voraussichtlich niemand versteht, schimpfe ich: «Die Kerle sollen es mir büssen! Ich beschwere mich beim nächsten Posten!»

Der Landsmann lacht bitter. «Hören Sie», sagt er, «die Polizei weiss sich des anwachsenden Banditentums nicht mehr anders zu erwehren, als eben die ar-

beitslosen Ausländer aufs Land abzuschieben, so als eine Art Verdingleute. Es sind ja eben schwierige Elemente unter diesen Ausländern, ich meine natürlich nicht gerade uns Eidgenossen — es gibt noch andere Völkerschaften. Diese Ausländer und Einwanderer sind gar nicht mehr so erwünscht wie früher, begreiflich bei der heutigen Wirtschaftslage. Nein, man findet sie recht lästig, und dann fasst man sie bei solchen Razzien nicht mit Handschuhen an.»

«Sicher nicht», knurre ich, «dafür zeugt mein Schädel. Und was die Völkerschaften betrifft, so habe ich da draussen in den Hills ein schwieriges eidgenössisches Element gefunden. Aber zum Henker — was sollen denn diese Leute auf dem Lande? Es ist ja nirgends Arbeit vorhanden — sollen sie irgendwo fürs Fressen schufteln? Das ist ja eine prächtige Massnahme zur Verbesserung der Lohnverhältnisse, wahrhaftig, daran werden sogar die Polacken eine Freude haben!»

Da mein Begleiter schweigt, denke ich im Weitergehen über die kanadische Freiheit nach. Nicht über die Freiheit, die «man meint», bewahre, sondern über jene Freiheit, von der ich weiter oben gesagt habe, dass sie nicht zu leugnen sei. Wirklich, der Vorfall mit der Boxerabteilung der Montreal Police hat mich belehrt, dass es auch mit jenem Quentchen schuftiger Freiheit zu Ende ist. Nein, man darf jetzt auch nicht mehr herumflanieren und Arbeit suchen — ho, das duldet man nicht, und es soll sich einer hüten, auf der Strasse etwa den Geldbeutel zu kehren und derlei armselige Dinge zu tun! Arbeit verschafft einem ja die Polizei, sicher — man wird

sogar per Auto hingeführt. Es ist einfach herrlich in der neuen Welt, soweit hat es das soziale Europa mit all seinen Wohlfahrtseinrichtungen nicht gebracht...

Der Herr bleibt stehen und sieht mich prüfend an. « Geben Sie mir jetzt kurz Bescheid », sagt er. « Haben Sie . . . einige Mittel . . . Geld ? »

« Nein. »

« Haben Sie Arbeit ? »

« Nein. »

« Aber Sie haben doch einen Beruf ? »

« Ja, aber er nützt mir wenig — es ist kein Job zu bekommen. »

« Also keinen Beruf nach polizeilicher Auffassung. Sie würden auf dem Posten gleich festgehalten und wie die andern zwangsweise auf eine Farm oder in die Heimat abgeschoben — wenn diese die Passage bezahlen würde. »

Ich lache grimmig. « Keiner von den beiden Fällen sollte mir passieren! Etwas habe ich denn doch von zu Hause mitgebracht, das ich mir nicht nehmen lasse: den Stolz des Schweizers! Aber wenn man mich nicht auf ehrliche Weise schaffen lässt, so gibt es hier noch andere Wege, amerikanische Methoden, Sie verstehen? Doch wie ein Schwein verschicken lasse ich mich beim Eid nicht! »

Der Gentleman gibt mir seine Adresse und rät mir, ihn einmal zu besuchen, er könne mir vielleicht zu einer Stelle verhelfen. Dann trennen wir uns. Ja, derlei Vertröstungen von Vielleichthelfenkönnen, solche Sprüche kennt man. Aber man wird ja sehen. Es ist wenigstens wieder einmal eine gute Meinung, wofür allerdings Kanada nichts kann.

Auf Umwegen gelange ich zu meinem Freunde, der, wie gesagt, ein Job als

Hausboy oder so was gefunden hat. Ich finde ihn, wie er auf dem Trottoir steht und auf einen riesigen Bauplatz, mehr noch ein Trümmerfeld, hinüberschaut. Ich klopfe ihm auf die Schulter.

« Alle Teufel! » fährt er herum. « Na, zum Donnerwetter, bist du es? Ho, was ist denn passiert? »

Ich erzähle ihm mein Abenteuer. Dann meint er: « Ja, in diesem Falle musst du aufpassen! Komm herein, das Auge des Gesetzes darf dich nicht herumstehen sehen — hier sind die Bürgersteige zum Gehen gemacht! »

Wir betreten das Haus, wo der Kamerad seine Hausgeschäfte zu verrichten hat, und lassen uns an einem Fenster nieder, welches einen Überblick über die ungeheure Baustelle gewährt. Mein Freund sagt nur: « Was meinst du, wie es hier Verdienst gäbe, wenn . . . » Er deutet mit dem Kopfe hinüber und schweigt. Aber das Getöse dreier gewaltiger Maschinen, das Geknatter von Pressluftschlämmern und der Lärm unzähliger hin- und wegfahrender Lastautos sagt mir, was mein Schicksalsgenosse mit seinem « wenn » meint.

Das Ganze da draussen gleicht einem riesigen Steinbruch inmitten vornehmer Paläste. Viele Gebäude sind niedergedrückt worden, um Platz für den neuen Bahnhof der Canadian Northern Railway zu schaffen. Und da ist nun also der Teufel der Maschinen los. Es mögen hier etwa hundertundfünfzig Mann arbeiten — alles andere besorgen die Maschinen, ratternde, knallende, dröhnende Maschinen von ungeheuren Ausmassen. Wenn sie wenigstens nur die Steine zermahlten und ihr Benzin und all das Höllenzeug verschlingen, diese stählernen Kolosse

— aber sie fressen auch das Brot von Tausenden von Arbeitslosen. Denselben Segen der Technik verbreiten in den Getreidefeldern auch die landwirtschaftlichen Maschinen. Es wäre ja alles schön und praktisch, gewiss, und diese Maschinen, diese nimmermehr murrenden Sklaven des Kapitals sind für den Neuling geradezu unbeschreibliche Wunderwerke, und wir würden sie sicher würdigen können, wenn wir sie nicht verfluchen müssten. Oh, angesichts solcher motorischer Arbeitsteufel muss man sich fast schämen, eine Schaufel oder Sense in die Hand zu nehmen! Eigentlich — schämen gerade nicht; ho, kriegten wir sie nur erst in die Finger! Aber es ist ja nichts zu hoffen, und das ist es vielleicht, was uns die Vorstellung von einer Schaufel in der Hand so lächerlich macht.

« Ach, die vielen armen Kerle, die dort herumstehen und wie wir mit heißen Augen und knirschenden Zähnen nach der hier vorhandenen Arbeit sehen und die Technik zur Hölle wünschen! » sagt endlich mein Freund.

« Ja, es reicht bald aus für eine neue polizeiliche Versorgungsaktion mit Box-

belustigung », brumme ich und fühle nach meinen Beulen.

* * *

Ich schimpfe die Polen nicht mehr Polacken, denn es steht mir das Recht nicht mehr zu, diese Lohndrücker anzuschwärzen. Ho, ich schäme mich doch wieder einmal, trotzdem ich glaubte, es verlernt zu haben. Aber ich muss es gestehen, denn wenn es auch mit der Freiheit fertig ist, so will ich wenigstens bei der Wahrheit bleiben. Also ich arbeite jetzt auf einer Farm für Kost und Logis, ein Knechtlein ohne Lohn. Nein, Lohn gibt es hier nicht. Mein Schweizerstolz ist von hinnen, denn ich bin freiwillig eingetreten. Ja, was heisst freiwillig bei derartigen Arbeitsverhältnissen! Aber da man trotz allem eben nicht gern in die Grube fährt, so wird man halt Sklave, mal ein bisschen weisser Sklave.

Das ist Kanada, wie ich es tagtäglich erlebe. Das ist das Land, um dessen willen ich Heimat und Elternhaus verlassen habe. Was soll ich noch ein langes Lamento anknüpfen? Die Haare, die ich mir ausraufen könnte, verbessern diese dumme Geschichte nicht.

